



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 1997

**Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500: Überlegungen zu ihren
zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen
Auswertung**

Teuscher, Simon

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-65052>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Teuscher, Simon (1997). Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500: Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung. In: Lutz, Eckart Conrad. Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang : Ergebnisse des Troisième Cycle Romand 1994. Freiburg: Editions Universitaires, 359-385.

Scrinium Friburgense

Veröffentlichungen des Mediävistischen Instituts
der Universität Freiburg Schweiz

Herausgegeben von

Ruedi Imbach Peter Kurmann Pascal Ladner
Eckart Conrad Lutz Aldo Menichetti Carl Pfaff Ernst Tresp

Band 8

1997

Universitätsverlag Freiburg Schweiz

Mittelalterliche Literatur im Lebenszusammenhang

Ergebnisse des Troisième Cycle Romand 1994

Herausgegeben von

Eckart Conrad Lutz

1997

Universitätsverlag Freiburg Schweiz

Bernische Privatbriefe aus der Zeit um 1500

Überlegungen zu ihren zeitgenössischen Funktionen
und zu Möglichkeiten ihrer historischen Auswertung

von Simon Teuscher (Zürich)

Möglichkeiten und Grenzen der historischen Auswertung überlieferter Privatbriefe neu zu diskutieren verbindet sich in einem erweiterten Problemverständnis mit Fragen nach Bereichen und Vorgängen brieflicher Kommunikation im ausgehenden Mittelalter.¹ Die Auseinandersetzung mit beidem kam aus ganz praktischem Anlaß zustande. Seit einiger Zeit beschäftige ich mich mit informellen Soziabilitätsformen, das heißt persönlichen Beziehungen oder auf ihnen beruhenden Kleingruppen, sowie mit deren Bedeutung für gesellschaftliche Strukturen und politische Prozesse in der Stadt Bern der Zeit um 1500. Dabei geht es zum einen darum festzustellen, Beziehungsformen welcher Art sich im untersuchten Raum überhaupt ausmachen lassen. Nicht zuletzt soll dazu auch die komplexe und bisher kaum problematisierte zeitgenössische Beziehungsterminologie beleuchtet werden. Weiter stellt sich die Frage, wie unterschiedliche Beziehungen und Gruppen etabliert bzw. aufrecht erhalten wurden und inwiefern sich ihnen spezifische Bereiche und Formen des sozialen Handelns zuordnen lassen. Ältere Arbeiten stützten sich in diesen Fragen vorwiegend auf normatives Schriftgut, besonders Gesetze und moralisch-theologische Abhandlungen.²

-
- 1 Für anregende Diskussionen und konstruktive Kritik während der Arbeit zu diesem Beitrag danke ich insbesondere Thomas Hildbrand, Professor Eckart Conrad Lutz, Professor Roger Sablonier, Barbara Schmid und Regula Schmid.
 - 2 Aus der umfangreichen Literatur seien exemplarisch erwähnt: Karl Lamprecht, *Über Individualität und Verständnis für dieselbe im deutschen Mittelalter*, in: Ders., *Deutsche Geschichte*, Bd. 12, 2. Aufl., Berlin 1922, S. 3–48; Otto Brunner, *«Das Ganze Haus» und die alteuropäische «Ökonomik»*, in: Ders., *Neue Wege der Verfassungs- und Sozialgeschichte*, 3. Aufl., Göttingen 1980, S. 103 bis 127; Jean-Louis Flandrin, *Familles, parenté, maison, sexualité dans l'ancienne société*, Paris 1976. Grundlegend zur Forschungsgeschichte ist: Otto Ger-

Dessen Aussagewert für tatsächliche Verhältnisse ist allerdings aus heutiger Sicht fragwürdig. Der Versuch schien deshalb sinnvoll, das Gefüge sozialer Beziehungen von konkreten Interaktionen zwischen Individuen her anzugehen. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, Quellen zu erschließen, welche Einblick geben in die Erwartungen und Handlungsweisen einzelner, die für ihre Vorhaben verschiedenster Art der Unterstützung anderer bedurften.³

Solche Beschreibungen handelnder Menschen suchte ich vorerst in Gerichtsakten. Bei der Durchsicht einschlägiger Bestände stieß ich wiederholt auf Privatbriefe. Diese sind aus teils offenkundigen, teils nicht geklärten Gründen in die obrigkeitlichen Archive gelangt. Häufig wurden die privaten Papiere Angeklagter offenbar wahllos konfisziert. Sie können deshalb Dinge betreffen, die in keiner Verbindung zu einem konkreten Gerichtsfall stehen. So ist aus dem Jahr 1511 im Berner Staatsarchiv eine Rückgabequittung erhalten, die mehr als 20 Urkunden und Briefkonzepte verzeichnet, welche ein Gefangener bei seiner Verhaftung auf sich getragen hatte. Sie waren ihm abgenommen und bei seiner Freilassung wieder ausgehändigt worden.⁴ In anderen Fällen blieb solches, durchaus nicht nur Kriminalien betreffendes Material jedoch liegen.

Privatbriefe gelten als besonders wertvoller Zugang zu Soziabilitätsformen. Sie belegen an sich schon eine soziale Beziehung zwischen dem Schreiber und seinem Adressaten in einem konkreten Zusammenhang. Darüber hinaus stellen sie «Überreste» der Kommunikationsvorgänge innerhalb dieser Beziehung dar.⁵ Die anfänglichen Zufallsfunde ermutigten zu

hard Oexle, *Les groupes sociaux du Moyen Age et les débuts de la sociologie contemporaine*, in: *Annales ESC* 47 (1992), S. 751–765.

3 Vgl. Simon Teuscher, *Bekannte – Verwandte – Klienten. Soziabilitätsformen in der bernischen Gesellschaft und Politik um 1500*, Zürich, Diss. phil. I 1996 [masch.].

4 Bern, Staatsarchiv, *Unnütze Papiere* (im folgenden «UP»), Bd. 39, Nr. 25.

5 Ahasver von Brandt, *Werkzeug des Historikers. Eine Einführung in die Historischen Hilfswissenschaften*, 12. Aufl., München 1989, S. 56–60. Zur Verwendung mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Privatbriefe als historische Quellen siehe insbesondere auch: Roger Sablonier, *Die Aragonesische Königsfamilie*, in: *Emotionen und materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung*, hg. von Hans Medick und David Sabean, Göttingen 1984, S. 282–317; Mathias Beer, *Eltern und Kinder des späten Mittelalters in ihren Briefen. Familienleben in der Stadt des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit mit besonderer Berücksichtigung Nürnbergs (1400 bis 1550)* (Nürnberger Werkstücke zur Stadt- und Landesgeschichte 44), Nürnberg

einer gezielten Recherche in den unterschiedlichsten Aktenbeständen. Diese erbrachte letztlich aus der Zeit vor 1530 über 200 von Bernern oder an Berner geschriebene Privatbriefe. Das erschlossene Material besteht einerseits aus Einzelstücken und kleineren Gruppen zusammengehöriger Briefe, vor allem aus den heterogenen Fonds der «Unnützen Papiere»⁶ im Berner Staatsarchiv.⁷ Andererseits konnte ein geschlossenes Korpus aus gut 80 in Akten des Bürgerarchivs Thun erhaltenen Briefen an den Stadtberner Peter Schopfer beigezogen werden. Letztere stammen aus Schopfers heterogenem weiteren Verwandten- und Bekanntenkreis und sind bis jetzt mehrheitlich

1990; Giles Constable, *Letters and Letter Collections* (Typologie des sources du moyen âge occidental 17), Turnhout 1976; Regine Metzler, *Zur Textsorte Privatbrief in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*, in: *Untersuchungen zur Pragmatik und Semantik von Texten aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts*, hg. von Rudolf Grosse (Linguistische Studien, Reihe A 168), Berlin 1987, S. 1–74; F[rantz] J[osef] Schmale (u.a.), *Brief, Briefliteratur, Briefsammlungen*, in: *LexMa* 2 (1983), Sp. 648–682.

6 Zu den Berner «Unnützen Papieren» im Allgemeinen: Arnold Esch, *Mit Schweizer Söldnern auf dem Marsch nach Italien. Das Erlebnis der Mailänderkriege 1510–1515 nach bernischen Akten*, in: *Quellen und Forschungen aus italienischen Archiven und Bibliotheken* 70 (1990), S. 348–410, hier: 151–55; H[einrich] Türlér, *Inventar des Staatsarchivs des Kantons Bern*, in: *Inventare schweizerischer Archive*, T. 1, hg. von der Allgemeinen Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz, Bern 1895, S. 37–71, hier: 46; Rudolf von Fischer, *Ein Gang durch die alten Bestände des Staatsarchivs*, in: *Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde* 1940, S. 171–179, hier: 178; Emil Meyer, *Aus der Geschichte des Bernischen Staatsarchivs*, in: *Ebd.*, S. 180–195, hier: 188.

7 Berücksichtigt wurden außerdem sämtliche edierten Briefe von Bernern oder an Berner aus der Zeit vor 1530. Ebenfalls aus Gerichtsakten stammen die Briefe des Berners Thomas Schöni an die Walliser Potentaten Niklaus Schiner und Georg Supersaxo aus den Jahren 1496/7: *Urkunden und Akten zur Walliser Geschichte*, hg. von Albert Büchi, in: *Blätter aus der Walliser-Geschichte* 5 (1920), S. 1–66 u. 200–388. Erwähnt seien auch die von Bernern geschriebenen Briefe an Zwingli aus den 1520er Jahren: *Zwinglis Briefwechsel*, gesammelt, erläutert und unter philologischer Mitwirkung der Professoren Herman Hitzig, Albert Bachmann und Ludwig Köhler, bearb. von Emil Egli, hg. von Walther Köhler (Huldreich Zwinglis sämtliche Werke 8–10; *Corpus Reformationum* 95–97), Leipzig 1914. Als einziges der im Staatsarchiv Bern deponierten Familienarchive enthält dasjenige der Familie von Diesbach (FA 3) einige Briefe aus dem gleichen Zeitraum.

ganz unbeachtet geblieben.⁸ Sie entstanden im Zeitraum 1439–1445, während Schopfer in Thun als bernischer Landvogt (Schultheiß) amtierte. Schopfer und vor allem sein Sohn, der während Abschnitten der dokumentierten Zeitspanne ein Handelskontor in Barcelona betreute, betätigten sich unter anderem als Kaufleute.⁹ Trotzdem können nur einzelne dieser Briefe den aus dem 15. Jahrhundert verschiedentlich erhaltenen «Handelsbriefen» zugeordnet werden, welche vorwiegend kaufmännische Belange betreffen. Bezüglich der Vielfalt der in ihnen angesprochenen Lebensbereiche ist die Sammlung im deutschen Sprachraum einzigartig.¹⁰ In dieser Hinsicht, wenn auch nicht von ihrer bescheideneren Zahl her, sind die Schopfer-Briefe am ehesten noch mit der zeitgleichen Privatbriefsammlung der englischen «Gentry»-Familie Paston vergleichbar.¹¹ Im Fall der Briefe Schopfers liegen keine Hinweise darauf vor, daß sie als Beweismittel oder als Resultat

8 Einige der Briefe, welche Schopfer selbst seiner Frau in den Sommermonaten 1444 aus dem Feldlager im Zürichkrieg schrieb, wo er das Thuner Truppenaufgebot anführte, sind unter kriegsgeschichtlichen, einige seines Sohnes unter wirtschaftsgeschichtlichen Gesichtspunkten auszugsweise ediert worden: Ammann, Diesbach-Watt (Anm. 9), S. 35–40 (Anhang). Missiven aus der Zeit des alten Zürichkrieges vom 13. Februar 1437 bis 24. Dezember 1450, hg. von Carl Friedrich Ludwig Lohner, in: *Der schweizerische Geschichtsforscher* 6 (1827), S. 321–480. Ereignisgeschichtlich ausgewertet wurden außerdem die Briefe von Schopfers Verwandtem Hans Bäl: Heinrich Türlér, Meister Johannes Bäl und die Reliquienerwerbungen der Stadt Bern in den Jahren 1463 und 1464 (Neujahresblatt der Literarischen Gesellschaft Bern auf das Jahr 1893), Bern 1892.

9 Von der älteren Berner Personen- und Familiengeschichtsschreibung wurde die Familie Schopfer nur am Rande beachtet: *Historisch-Biographisches Lexikon der Schweiz*, hg. von Heinrich Türlér (u.a.), Bd. 1–6, Neuenburg 1921–34, Bd. 6, S. 239; *Sammlung Bernischer Biographien*, hg. vom Historischen Verein des Kantons Bern, Bd. 1–5, Bern 1884–1906, Bd. 2, S. 482–491; Hektor Ammann, *Die Diesbach-Watt-Gesellschaft* (Mitteilungen zur vaterländischen Geschichte 37), St. Gallen 1928, S. 41f; Heinrich Türlér, *Die Altäre und Kaplaneien des Münsters in Bern vor der Reformation*, in: *Neues Berner Taschenbuch* 1896, S. 72–118, hier: 90ff.

10 Vgl. auch: Franz Irsigler, *Der Alltag einer hansischen Kaufmannsfamilie im Spiegel der Veckinghusen-Briefe*, in: *Hansische Geschichtsblätter* 103 (1985), S. 75–99. Den umfassendsten und aktuellsten Überblick über deutschsprachige Privatbriefbestände des ausgehenden Mittelalters gibt: Beer, Eltern (Anm. 5), S. 497–514.

11 H. S. Bennett, *The Pastons and their England. Studies in an Age of Transition*, 2. Aufl., Cambridge 1968.

einer obrigkeitlichen Konfiskation dem Thuner Archiv einverleibt wurden. Die Gründe ihrer Überlieferung ließen sich bisher nicht ausreichend klären. Im Gegensatz zu den «Paston-Letters» scheint Schopfers Sammlung auch kaum Resultat einer konsequenten Aufbewahrungspraxis zu sein. Eher handelt es sich um eine in Thun zurückgelassene Ablage von Papieren, die für den Empfänger keine aktuelle Bedeutung mehr besaßen. Die erhaltenen Briefe machen jedenfalls mit einiger Sicherheit nur einen Teil der zwischen 1439 und 1445 bei Schopfer eingegangenen Korrespondenz aus.

In der Verwendung von Privatbriefen aus dem 15. und 16. Jahrhundert als Quellen zu sozialen Beziehungen hat sich eine Forschungstradition herausgebildet, welche im wesentlichen auf Georg Steinhausens 1889 erschienenen und bis heute unersetztes Standardwerk «Geschichte des deutschen Briefes» zurückreicht. Steinhausen hatte diese Arbeit ursprünglich als Teil einer umfassenden deutschen Kulturgeschichte konzipiert. Im Rahmen dieser Zielsetzung verwendete er Privatbriefe insbesondere als Gradmesser der Individualität von Persönlichkeiten und der Emotionalität zwischenmenschlicher Beziehungen innerhalb des gesellschaftlichen Segments, in dem sie entstanden sind.¹² Steinhausens Ansatz liegt ein bis heute verbreitetes Verständnis des Briefs als «persönlichste aller schriftlichen Mitteilungen» oder als «Schattenriß der Seele» (Friedrich Hebbel) zu Grunde. Selbstdarstellung und Selbstdeutung werden dabei als eigentliche Grundfunktionen privater Briefe begriffen. Daß eine solche Funktionsbestimmung der Gattung tatsächlich unabhängig von gesellschaftlichen Kontexten allgemeine Gültigkeit beanspruchen kann, ist von linguistischer Seite in den letzten Jahrzehnten zunehmend in Frage gestellt worden.¹³ Der Verdacht liegt immerhin nahe, daß es sich dabei um eine unzulässige Verallgemeinerung der Funktionen handelt, die Privatbriefen in der bildungsbürgerlichen Kommunikationskultur des 19. Jahrhunderts im Idealfall zukommen sollten. Nicht zuletzt technische Innovationen des 20. Jahrhunderts sensibilisierten seither das Bewußtsein für die Wandelbarkeit der Funktionen einzelner Kommunikationsmedien. Trotzdem übernahmen Historiker, die in den letzten Jahren spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Privatbriefe als

12 Georg Steinhausen, *Geschichte des deutschen Briefes. Zur Kulturgeschichte des deutschen Volkes*, Bd. 1–2, Berlin 1889–91; ders., *Der Wandel deutschen Gefühlslebens seit dem Mittelalter* (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, NF X. 225), Hamburg 1895.

13 Einen Forschungsüberblick bietet: Reinhard M. G. Nickisch, *Brief* (Sammlung Metzler 260), Stuttgart 1991, S. 11–19.

Quellen wiederentdeckten, weitgehend Steinhausens Vorverständnis der Wesensmerkmale dieser Textgattung und damit sein methodologisches Instrumentarium zur Briefinterpretation. Privatbriefen kam dadurch wiederholt der Status von Kronzeugen zu, wo es galt, die Modellvorstellung einer vom Mittelalter zur Moderne hin verlaufenden Emotionalisierung und Individualisierung sozialer Beziehungen zu bestätigen oder zu widerlegen.¹⁴

Die rege Forschungsdiskussion über den mittelalterlichen Prozeß der Verschriftlichung als Wandel von Kommunikationskultur ist in Hinblick auf die Gattung Privatbrief, wie überhaupt auf das Phänomen des sich gegen Ende des Mittelalters ausbreitenden «privaten Schriftgutes», bisher kaum rezipiert worden.¹⁵ Dies obwohl sie ungefähr zeitgleich mit dem neuen Interesse an Privatbriefen und «Egodokumenten» in der Geschichtswissenschaft auf breiteres Gehör zu stoßen begann.¹⁶ Neue Fragestellungen

14 Das gilt in hohem Mass etwa für Ozments 1986 erschienene Monographie zum Briefwechsel des Nürnberger Ehepaars Paumgartner mit ihrem bezeichnenden Titel: Steven Ozment, Magdalena and Balthasar. An intimate Portrait of Life in 16th-Century Europe: Revealed in the Letters of a Nuremberg Husband and Wife, New York 1986. Grundlegend ist dieses Vorverständnis auch für: Beer, Eltern (Anm. 5). Zur Forschungsgeschichte dieser Diskussion: Hans Medick und David Sabean, Emotionen und materielle Interessen in Familie und Verwandtschaft: Überlegungen zu neuen Wegen und Bereichen einer historischen und sozialanthropologischen Familienforschung, in: Dies., Emotionen und Materielle Interessen. Sozialanthropologische und historische Beiträge zur Familienforschung, Göttingen 1984, S. 26–54.

15 Zum Beispiel Walter J. Ong, Oralität und Literalität. Die Technologisierung des Wortes, Opladen 1987 (amerik. Orig. 1983); Hagen Keller, Die Entwicklung der europäischen Schriftkultur im Spiegel der mittelalterlichen Überlieferung. Beobachtungen und Überlegungen, in: Geschichte und Geschichtsbewußtsein, Festschrift für Karl-Ernst Jaismann zum 65. Geburtstag, hg. von Paul Leidinger und Dieter Metzler, Münster 1990, S. 171–204. Hingewiesen sei außerdem auf die beiden laufenden deutschen Sonderforschungsbereiche 321 in Freiburg i.Br. (und die davon ausgehende Publikationsreihe «ScriptOralia») und 231 in Münster (mit regelmäßigen Publikationen in der Zeitschrift «Frühmittelalterliche Studien»).

16 Zum Beispiel: Winfried Schulze, Ego-Dokumente: Annäherungen an den Menschen in der Geschichte, in: Von Aufbruch und Utopie, hg. von Bea Lundt (u.a.), Köln 1992, S. 417–450; Urs Martin Zahnd, Die Autobiographischen Aufzeichnungen Ludwig von Diesbachs (Schriften der Berner Burgerbibliothek 17), Bern 1986; vgl. auch die Artikel von Martin Steinmann, Hans R. Guggisberg, Andreas Staehelin, in: Heide Wunder (Hg.), Eine Stadt der Frauen: Stu-

zu Kommunikationsformen im Spannungsfeld zwischen «literalen» und «oralen» Praktiken geben Anlaß, Spielräume der Interpretation spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Privatbriefe neu auszuloten. Besonders wichtig scheint mir dabei die zuerst von Clanchy vollzogene Ausrichtung nicht nur auf Bedingungen der Entstehung von Schriftgut («making»), sondern auch auf dessen Verwendung in konkreten Kommunikationsvorgängen («using»)¹⁷.

In diesem Sinn soll hier ausgehend von Bedingungen und Vorgängen der zeitgenössischen Verwendung von Privatbriefen nach Möglichkeiten ihrer Auswertung als historische Quellen gefragt werden. Dabei steht der Brief weniger als im weiteren Sinn literarisches Erzeugnis eines individuellen Autors denn als Zeugnis vergangener Kommunikationsprozesse zur Diskussion. In einem ersten Schritt werden Beobachtungen dazu vorgestellt, welche sozialen Gruppen in welchen Situationen zum Medium Privatbrief Zugang hatten und wie sie Briefe beförderten. Anschließend wird versucht, die kommunikativen Funktionen, die den erhaltenen Privatbriefen in ihrer Entstehungszeit zukamen, genauer zu umreißen. Hierhin gehören Fragen nach Arten und Verläufen von Kommunikationshandlungen, in welche Privatbriefe eingingen, und nach der Bandbreite der Botschaften, die dabei verschriftlicht wurden. Auf dieser Grundlage werden abschließend einige

dien und Quellen zur Geschichte der Baslerinnen im späten Mittelalter und zu Beginn der Neuzeit (13.–17. Jahrhundert), Basel 1995.

17 M. T. Clanchy, From Memory to Written Record. England 1066–1307, 2. Aufl., Oxford 1993 (1. Aufl. 1979). Ähnliche Ansätze zur Interpretation von Schriftgut aus unserem Raum: Roger Sablonier, Der Bundesbrief von 1291: eine Fälschung? Perspektiven einer ungewohnten Diskussion, in: Mitteilungen des historischen Vereins des Kantons Schwyz 85 (1993), S. 13–25; ders., Die Grafen von Rapperswil. Kontroversen, neue Perspektiven und ein Ausblick auf die «Gründungszeit» um 1300, in: Geschichtsfreund. Mitteilungen des Historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden ob und nid dem Wald und Zug 147 (1994), S. 5–44; ders., Schriftlichkeit, Adelsbesitz und adliges Handeln im 13. Jahrhundert, im Tagungsband zum Kolloquium «Nobilitas. Funktion und Repräsentation des Adels in Alteuropa» auf Schloß Ringberg über dem Tegernsee (20.–23. Februar 1994) [im Druck]; Thomas Hildbrand, Herrschaft, Schrift und Gedächtnis. Das Kloster Allerheiligen und sein Umgang mit Wissen in Wirtschaft, Recht und Archiv (11.–16. Jahrhundert), Zürich 1996; ders., Quellenkritik in der Zeitdimension – vom Umgang mit Schriftgut. Anmerkungen zur theoretischen Grundlegung einer Analyse von prozeßhaft bedeutungsvollem Schriftgut mit zwei Beispielen aus der mittelalterlichen Ostschweiz, in: Frühmittelalterliche Studien 29 (1995), S. 349–389.

Überlegungen zu einer adäquaten historischen Interpretationen von Privatbriefen angestellt. Unter Ausrichtung auf das skizzierte Forschungsinteresse steht das Problem im Vordergrund, welche sozialen Beziehungen und welche Aspekte dieser Beziehungen in Privatbriefen um 1500 überhaupt faßbar werden. Untersuchen lassen sich solche Fragen bis zu einem gewissen Grad anhand der erhaltenen Briefe selbst. Zusätzliche Aspekte ergeben jedoch nebst zeitgenössischen Brieflehren auch Beschreibungen von Kommunikationshandlungen, wie sie Chroniken und Gerichtsakten enthalten. Das beigezogene Briefmaterial ist einleitungsweise beschrieben worden. Dies geschah im Bewußtsein, daß mit erheblichen lokalen und sozio-kulturellen Unterschieden, aber auch mit individuellen Spielräumen der brieflichen Kommunikation gerechnet werden muß. Verallgemeinerungen über «die briefliche Kommunikation in der Zeit um 1500» auf dieser Grundlage können daher höchstens den Status von Hypothesen beanspruchen und werden einer eingehenderen Prüfung bedürfen.

Vorausgeschickt seien einige Präzisierungen zum Begriff «Privatbrief»: Als Privatbriefe bezeichne ich Schreiben, deren Absender und Adressaten einzelne oder mehrere Personen waren. Davon unterscheide ich Schreiben zwischen (protostaatlichen) Gremien und Institutionen, für die sich in Archiven die Bezeichnung «Missiven» eingebürgert hat. Gegenüber solchen formalen Kriterien eignet sich der Inhalt der Briefe im untersuchten Zeitraum schlecht als zusätzliches Gattungsmerkmal. Zum Teil schon Steinhausen und dezidiert dann van Caenegem und Meisner, ließen nur Schreiben als Privatbriefe gelten, die von einer Person als Privatperson (und z.B. nicht in ihrer Eigenschaft als Amtsträger) an eine andere Privatperson gesendet wurden.¹⁸ Sie fordern damit eine Grenzziehung zwischen Lebensbereichen, die um 1500 höchstens ansatzweise auseinanderdifferenziert waren. Die hier vorgenommene Definition impliziert dagegen keine Stellungnahme zu der kontroversen Frage, inwiefern sich im untersuchten Zeitraum gewisse

18 Steinhausen, Brief (Anm. 12), S. 23f; ders. (Hg.), Deutsche Privatbriefe des Mittelalters, Bd. 1: Fürsten und Magnaten, Edle und Ritter (Denkmäler der deutschen Kulturgeschichte, 1. Abt. Briefe 1), Berlin 1899, S. VIII.; R[aul] C[harles] van Caenegem und F[ranc]ois-L[ouis] Ganshof, Kurze Quellenkunde des Westeuropäischen Mittelalters. Eine typologische, historische und bibliographische Einführung, Göttingen 1964, S. 48–50; Heinrich Otto Meisner, Archivalienkunde vom 16. Jahrhundert bis 1918, Göttingen 1969, S. 75f. Die rigidste Grenze zieht in dieser Hinsicht: Irmtraut Schmid, Was ist ein Brief? Zur Begriffsbestimmung des Terminus «Brief» als Bezeichnung einer quellenkundlichen Gattung, in: editio 2 (1988), S. 1–7, hier: 4f.

Handlungssphären als privat isolieren lassen. Zu forschungsstrategischen Zwecken scheint mir die vorgenommene Unterscheidung zwischen Brief und Missiv vertretbar. Dabei muß allerdings der Tatsache Rechnung getragen werden, daß sie dem Sprachgebrauch um 1500 zuwiderläuft. In Texten der Zeit um 1500 werden *missif* und *prief* synonym für beide Schriftgattungen verwendet.¹⁹ Selbst nach der vorgeschlagenen Definition müssen außerdem noch zahlreiche Schreiben als Mischformen gelten. Beispielsweise entspricht es der Art, wie sich Stadtbürger und Landbewohner auch mündlich an die Obrigkeit wandten,²⁰ daß sie ihre Anliegen einzelnen Ratsherren «persönlich» schrieben. Dabei überließen sie es dem Adressaten, ob er ihren Brief der Ratsversammlung vorlesen wollte.²¹ Je nach Vorgehen des betreffenden Ratsherrn wurde der Privatbrief so zu einer Art Petition an ein frühstaatliches Gremium.

Das Attribut «privat» ist unter spätmittelalterlichen Verhältnissen nicht nur in Hinblick auf den Gegensatz «amtlich» problematisch, sondern auch in Hinblick auf den Gegensatz «öffentlich». Daß Privatbriefe in aller Regel ganz selbstverständlich in einem weiteren Personenkreis herumgereicht und vorgelesen wurden, daß sich aus ihnen auch Frühformen der Zeitungen entwickelten, sind Aspekte, auf die schon von Steinhausen selbst und seither wiederholt hingewiesen worden ist.²² Es erübrigt sich deshalb an dieser Stelle im einzelnen darauf einzugehen, daß sich analoge Praktiken auch im bernischen Briefmaterial ohne weiteres nachweisen lassen. Der Hinweis genügt, daß mittelalterliche Privatbriefe selten wirklich privat im Sinn einer «Vertraulichkeit» oder «Intimität» waren. Beachtung verdienen bei der Auswertung der Briefe deshalb nicht nur Rückwirkungen der Erwartungen eines einzelnen Empfängers auf den Briefschreiber. Darüberhinaus

19 Als *missif* bezeichnete Privatbriefe: Thun, Burgerarchiv, Thuner Missiven (im folgenden: «TM»), Bd. 2, S. 415. Die Berner Chronik des Valerius Anshelm, hg. vom Historischen Verein des Kantons Bern, Bd. 1–6, Bern 1884–1901, Bd. 3, S. 441.

20 Teuscher, Fründe (Anm. 3), Kap. 1.4.

21 Explizit: Bern, Staatsarchiv, Urkunden F Stift, 1464 Januar 22; vgl. UP, Bd. 3, Nr. 49. Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 574; Bd. 4, Nr. 393.

22 Steinhausen, Brief (Anm. 12), S. 66f.; Theod. Gustav Werner, Das kaufmännische Nachrichtenwesen im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit und sein Einfluß auf die Entstehung der handschriftlichen Zeitung, hg. von Friedrich-Wilhelm Henning, in: Scripta Mercaturae 1975/2, S. 3–52. Mit einem Überblick über die einschlägige Literatur: Nickisch, Brief (Anm. 13), S. 31f.

muß dessen Wissen darum, daß der Empfänger den Brief sekundär weiterverwenden konnte, berücksichtigt werden.

*

Privatbriefe wurden in Bern um 1500 nicht nur in den Oberschichten geschrieben. Bei den Absendern der erschlossenen bernischen Briefe handelt es sich zwar mehrheitlich um Mitglieder des Kleinen Rates der Stadt Bern und um Inhaber lokaler Herrschaftsrechte im Umland (Twingherren) sowie um deren Ehefrauen. Vermutlich im Zusammenhang mit Gerichtsfällen gerieten aber auch Schreiben kleiner lokaler Amtsträger ins Thuner Archiv. Ein Beispiel bilden die Privatbriefe eines Thuner Pfänders Hans Tanner.²³ Eine geringe gesellschaftliche Stellung dürfte auch jener Hans Kamber gehabt haben, der seiner Braut in einem Brief materielle Motive vorwarf, als sie mit einem Amtsdienner (*weibel*) durchbrannte.²⁴ In Schopfers Sammlung finden sich außerdem Briefe von dessen Knecht Toffi, der vor allem für den Ackerbau zuständig war. Zumindest bei Toffis Briefen, die immer in den gleichen ungelunkten, großen Buchstaben geschrieben sind, dürfte es sich um Autographen handeln.²⁵

Schreibfertigkeit war wahrscheinlich nicht nur eine Frage der sozialen Stellung, sondern auch der beruflichen Tätigkeit. Einerseits gab es – nachweislich in Luzern – noch im 16. Jahrhundert Kleinräte, die nicht schreiben konnten. Andererseits vermutet Bartlome schon für das 14. Jahrhundert Schreibfertigkeiten bei den Angestellten des Thuner Wirtes Hans von Herblingen.²⁶ Herblingen betätigte sich in kleinerem Rahmen ebenfalls im Handel. Wie Schopfer war vermutlich auch er auf Angestellte, die schreiben konnten, angewiesen. Um als Absender eines Briefs in Erscheinung zu treten, brauchte jemand überdies gar nicht schreiben zu können. Ein Verhörprotokoll von 1513 erwähnt unter den Besuchern einer ländlichen Kirchweihe beiläufig einen «Guldenschreiber», einen privaten Auftragschreiber. Ihm konnten nebst notariellen Dokumenten sicher auch Briefe

23 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 3, Nr. 484, zu seinem Amt: Nr. 444f.

24 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 530; vgl. Bd. 2, Nr. 517a; Bd. 4, Nr. 515.

25 Ebd., Bd. 4, Nrn 353, 519, 551. Ein weiterer Brief Toffis ist erwähnt in TM, Bd. 2, Nr. 481. Aus diesem geht auch hervor, daß er Schopfers Knecht war.

26 Kurt Messmer und Peter Hoppe, Luzerner Patriziat. Sozial- und wirtschaftsgeschichtliche Studien zur Entstehung und Entwicklung im 16. und 17. Jahrhundert (Luzerner Historische Veröffentlichungen 5), Luzern 1976, S. 142f.; Vinzenz Bartlome, Die Rechnungsbücher des Wirtes Hans von Herblingen (Archiv des Historischen Vereins des Kantons Bern 72), Bern 1988, S. 36.

in Auftrag gegeben werden.²⁷ Ein Hindernis für das Briefeschreiben stellten schon eher die Papierpreise dar.²⁸ Für die Wertschätzung des Briefpapiers selbst bei den wohlhabendsten Bernern spricht, daß die erhaltenen Briefbogen fast durchwegs dort abgeschnitten sind, wo die Texte enden. In gleichzeitigen Briefen aus dem deutschen Hochadel konnte Steinhausen dagegen Ansätze zu einem einheitlichen, vom Textumfang unabhängigen Format der Briefbogen ausmachen.²⁹

Die wichtigste soziale Schranke für die briefliche Kommunikation dürfte jedoch in der Beförderung der Briefe gelegen haben. Steinhausen schildert ausführlich die Unsicherheit und Langsamkeit der spätmittelalterlichen Briefbeförderung.³⁰ Er übersieht allerdings, daß davon in erster Linie ressourcenschwache Briefschreiber betroffen waren. Sie konnten keine eigenen Boten bezahlen. Sofern sie überhaupt schrieben, überließen sie ihre Briefe für ein kleines oder gar kein Entgelt Unbekannten, die sowieso in der richtigen Richtung unterwegs waren.³¹ Der Schulmeister Johannes Bälis beispielsweise hatte in den 1460er Jahren kein Amt und lebte unter mißlichen Umständen in einem Basler Wirtshaus. Gegenüber dem Berner Rat, der auf seinen Antwortbrief lange hatte warten müssen, brachte er die folgende Entschuldigung vor: Er hätte einen ersten Brief dem Knecht des Malers mitgegeben, der in Worb, südöstlich von Bern, male. Vielleicht habe sich dieser aus Respekt (*erschreckung*) vor dem Rat nicht getraut, den Brief abzugeben. Zwei weitere in Bern erhaltene Briefe Bälis aus derselben Zeit liegen je in doppelter Ausführung vor. Die beiden Versionen sind jeweils gleichentags oder mit wenigen Tagen Abstand datiert. Ihre Inhalte stimmen überein, sie weisen aber Unterschiede in der Gliederung und den einzelnen Formulierungen auf, sind also nicht Abschriften.³² Vermutlich

27 Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 1, Nr. 39, fol. 8. Vgl. Schweizerisches Idiotikon. Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache, Bd. 11, Frauenfeld 1952, Sp. 1539.

28 Zum Zugang zu Papier und Papierpreisen vergleiche: Hans Patze, Neue Typen des Geschäftsschriftgutes im 14. Jahrhundert, in: Der deutsche Territorialstaat im 14. Jahrhundert, hg. von Hans Patze (Vorträge und Forschungen 13), Sigmaringen 1970, S. 9–64 hier: 60ff.; Hans Kälin, Papier in Basel bis 1500, Basel 1974.

29 Steinhausen, Brief (Anm. 12), S. 30.

30 Ebd., S. 34–37.

31 Explizit: Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nrn 257, 477, 479.

32 Bern, Staatsarchiv, Urkunden F Stift, 1461 August 21 und August 28; sowie 1462 Mai 7 (bis). Vgl. die beiden Briefe Frischings vom *zweiten* und *vierten tag herbst* 1518: Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 65, Nr. 60, fol. 9^r–11^r.

schrieb Bälî die Zweitversionen seiner Briefe erst, nachdem er eine erste Fassung jemandem hatte mitgeben können, an dessen Zuverlässigkeit als Bote er dann aber zu zweifeln begann. Der reiche Großrat Claudius May bedankte sich im Dezember 1525 bei Zwingli für einen Brief, *so ir mir nun zwey mal geschryben* – und beklagt sich sofort: *Wo ir mir witter schriben willend, so thünd das by gewysser botschaft, und das mir die brief gewiss werden.*³³

Viel scheint Zwingli am Briefwechsel mit May nicht gelegen zu haben. Die Regel in der politischen Führungsgruppe war es nämlich, Briefe von den eigenen Hausangestellten überbringen zu lassen – eine durchaus sichere und rasche Form des Transports. An die Stelle der Klagen über Verspätungen und Verluste treten in Briefen aus den oberen Schichten häufig Unmutsäußerungen über die langsame Rückkehr der Knechte, auf die andere Arbeiten warteten.³⁴ Gerichtsprotokolle verzeichnen außerdem handfeste Flüche von Knechten selbst, über die anstrengende Reiterei zwecks Briefbeförderung für ihre Herren.³⁵ Während Schopfer im Sommer 1444 an der Belagerung Zürichs teilnahm, gaben er und seine Frau in Thun ihre Briefe Hausangestellten und bisweilen den Thuner Wehrpflichtigen mit, die im Feld ausgewechselt wurden. So konnten sie innert zwei Monaten mindestens neun Briefe austauschen.³⁶ Mit etwas Glück erhielt Schopfers Frau einen Brief, den ihr Mann am Donnerstagnachmittag in der Umgebung Zürichs geschrieben hatte, schon am Samstagmorgen.³⁷ Auf kürzere

33 Zwinglis Briefsammlung (Anm. 7), Bd. 8, S. 466. Zu seinem Amt: Anshelm, Chronik (Anm. 19), Bd. 5, S. 141.

34 Bern, Staatsarchiv, FA 3, Nr. 420, fol. 1^r; Nr. 422, fol. 1^r; Nr. 424, fol. 1^r; Nr. 424, fol. 1^r sowie UP, Bd. 39, Nr. 29, fol. 2^v. Her Ludwigs von Diesbach Chronik, hg. und komm. von Urs Martin Zahnd, in: Zahnd, Aufzeichnungen (Anm. 16), S. 26–115, hier: 38. Zwinglis Briefsammlung (Anm. 7), Bd. 8, S. 466f., Nr. 424 sowie Bd. 9, S. 37–39, Nr. 583.

35 Cristoffel von Diesbachs Knecht soll 1513 zu einem Nachbarn gesagt haben: *Gott geb dem leben den ritten* [Fieberkrankheit, allg. Verwünschungsformel] *ich bin des müd und hellig, das ich sin genüg hab, wann ich hab nü 14 tag, tag und nacht, müssen rytten*. Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 39, Nr. 29, fol. 4^r. Vgl. Idiotikon (Anm. 27), Bd. 6, Sp. 1722ff.

36 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nrn 476 (17. Juli), 478 (24. Juli), 481 (29. Juli), 484 (10. August), 679 (13. August), 491 (17. August), 499 (3. September), 506 (18. September) sowie ein undatierter, aber eindeutig dazugehöriger (Nr. 691).

37 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 679. Wegen der Ernte verging noch einmal eine Nacht, bis sie die Antwort schrieb: TM, Bd. 2, Nr. 491.

Distanz waren im Bedarfsfall noch intensivere Briefwechsel möglich. Die Knechte der Brüder von Diesbach trugen 1526 in weniger als einem Monat mindestens zwölf Briefe zwischen Bern, Pruntrut und Grandson hin und her.³⁸ Briefe wurden offenbar auch kaum von Bote zu Bote weitergereicht, sondern vom ausgesandten Hausangestellten bis zum Adressaten gebracht. Dies geht nicht zuletzt daraus hervor, daß da, wo in den Briefen von früheren Schreiben die Rede ist, meist auch der Bote genannt wird, dem man sie anvertraut hatte. Die Nennung des Überbringers kennzeichnete den gemeinten Brief in ähnlicher Weise wie in der späteren Praxis das Datum.

Zugang zu einem vielleicht schon ansatzweise institutionalisierten, nicht mehr allein auf den Ritten der eigenen Hausangestellten beruhenden Botennetz hatten nebst der Obrigkeit in Bern wohl einzig die Fernkaufleute.³⁹ Schopfers Sohn schrieb dem Vater von einer Handelsreise nach Barcelona im Sommer 1442 unter anderem von Romans, Montpellier und Perpignan aus, insgesamt etwa alle vierzehn Tage.⁴⁰ Das liegt nicht weit von den gut wöchentlichen Abständen, in denen Anfang des 16. Jahrhunderts der bernische Rat mit einem professionalisierten Botenwesen Nachrichten von seinen Hauptleuten in den italienischen Feldzügen erhielt.⁴¹ Solche intensivere Briefwechsel liegen hauptsächlich aus den oberen Schichten vor. Soweit wohlhabende Personen auf Partner in den mittleren und unteren Schichten angewiesen waren, konnten sie diesen jedoch ihre eigenen Boten zur Verfügung stellen. Die Beförderung der erhaltenen Briefe von ressourcenschwachen Absendern wurde vermutlich mehrheit-

38 Bern, Staatsarchiv, FA 3, Nrn 419, 420, 421, 422, 424, 426, 427. Jeder dieser Briefe ist außerdem Antwort auf einen weiteren verdankten, aber nicht bewahrten, wobei es sich nur bei dem in Nr. 420 und Nr. 426 erwähnten um den selben Brief handelt.

39 Summarisch zur Entwicklung von Formen der Nachrichtenübermittlung: Klaus Gerteis, Reisen, Boten, Posten, Korrespondenz in Mittelalter und früher Neuzeit, in: Die Bedeutung der Kommunikation für Wirtschaft und Gesellschaft. Referate der 12. Arbeitstagung der Gesellschaft für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte vom 22.–25. 4. 1987 in Siegen, hg. von Hans Pohl (Vierteljahresschrift für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Beihefte 87), Wiesbaden 1989, S. 19–36; Yves Renouard, Information et transmission des nouvelles, in: L'Histoire et ses méthodes, hg. von Charles Samaran (L'encyclopédie de la Pléiade 11), Paris 1961, S. 95–142.

40 Am 21. Juli (erwähnt Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 305), 27. Juli (Nr. 305), Anfang August (versprochen in Nr. 305), 28. August (erwähnt in Nr. 314) und 19. September (Nr. 314).

41 Esch, Söldner (Anm. 6), S. 399f.

lich auf diese Weise ermöglicht. Dagegen ist nur mit vereinzelt Korrespondenzen solcher Personen untereinander zu rechnen.

Die spezifischen Formen der Briefübermittlung sind nicht nur mit nach Schichten zu differenzierenden Möglichkeiten des Zugangs zum Briefverkehr verbunden. Sie stehen auch im Zusammenhang mit dem zeitgenössischen Charakter brieflicher Kommunikation überhaupt. Überlieferte Privatbriefe werden häufig unter Rückgriff auf ein bis auf antike Gattungslehren zurückreichendes Verständnis als «Halbierte Dialoge» interpretiert.⁴² Die Tatsache, daß Briefe in Bern um 1500 im Regelfall durch Hausangestellte überbracht wurden, gibt jedoch Anlaß zu einer weiterführenden Überlegung: Die überlieferten Brieftexte können einen noch weit geringeren Anteil an den Dialogvorgängen, in die sie ursprünglich eingingen, ausgemacht haben. Ein weiterer Bestandteil der überbrachten Botschaften war, was die Boten selbst sagten. Die Bedeutung der mündlichen Mitteilungen, die Briefe begleiteten, äußert sich häufig schon in der Art, wie Briefe verdankt wurden – beispielsweise in der Formulierung: *ouch danken wir üch* [...] *üwers fründlichen schrybens und bottschaft, so ir uns by Hänslin Müller gethan hand, und er uns ouch von mund geseit hat*.⁴³ Privatbriefe als Gradmesser der Individualität ihrer Schreiber und der «Emotionalität» von Beziehungen zu verwenden, wie sich dies in der Forschung eingebürgert hat, ist vor diesem Hintergrund problematisch. Spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Brieftexte werden dabei explizit oder implizit an der Briefkultur des 19. Jahrhunderts gemessen, das ein institutionalisiertes, anonymes Postwesen kannte. Dadurch ergab sich die Notwendigkeit, situative Kontexte und verschiedenste Mitteilungen, die ein mit dem Absender vertrauter Bote erzählen konnte, zu verschriftlichen; der Brief wurde zum selbständigen Kommunikationsmedium.⁴⁴ Im Spätmittelalter hatten Brief-

42 Constable, Letters (Anm. 5), S. 13.

43 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 472. Ediert in: Missive (Anm. 11), S. 471. Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 65, Nr. 60, fol. 9^r, 10^v. Zwinglis Briefwechsel, Bd. 8, Nr. 424, S. 466.

44 Diesbezügliche Entwicklungen der Kommunikationskultur dürfen keinesfalls linear gedacht werden. Vielmehr ist mit einer Vielfalt unterschiedlichster Bedingungen brieflicher Kommunikation zu rechnen. Ansätze zu einem anonymen Post- oder Botenwesen finden sich natürlich schon sehr früh in gewissen Bereichen, wie etwa zwischen kirchlichen Zentren. Ganz anders als in Bern um 1500 scheinen die Verhältnisse schon in den 1560er Jahren in Straßburg gewesen zu sein, von wo der Brieftransport in andere Städte z.T. institutionalisiert war. Vgl. den Beitrag von Judith Jungo in diesem Band, S. 389–391.

texte jedoch andere und teilweise weitergestreute Funktionen. Natürlich könnten auch aus dem untersuchten bernischen Briefmaterial vereinzelte Beispiele des brieflichen Erzählens und emotionell gefärbten Schilderns von Zuständen und Ereignissen beigebracht werden. Solches konnte jedoch ebenso gut einem Boten überlassen werden, der mit dem Schreiber täglichen Umgang hatte.

Was der Bote erzählte, scheint tatsächlich häufig genau das gewesen zu sein, was aus heutiger Sicht besonders emotional und persönlich wirkt. Der Berner Großrat Lienhart Tremp bat beispielsweise Zwingli, mit dem er verschwägert war, im Jahr 1527 in einem Brief, sich vor dem Zürcher Rat für die Anliegen eines gemeinsamen Bekannten einzusetzen. Er schloß sein Schreiben mit der Bemerkung: *Diser üwer bot* [das heißt Zwinglis Bote, der den Brief nach Zürich zurücknahm] *würt üch wol berichten, wie es by uns stand etc.*⁴⁵ Schließlich hatte sich der Bote nach der Reise wahrscheinlich bei Tremp ausgeruht und ausführlich mit ihm gesprochen. Hier könnte auch eine Erklärung dafür liegen, daß Steinhausen stärker persönlich und emotional gehaltene Briefe – aus seiner Sicht Indizien einer individualistischen und emotionaleren Lebenshaltung – im 15. Jahrhundert vor allem aus dem Hochadel fand.⁴⁶ Die Aufgabenbereiche der zahlreichen Bediensteten an hochadligen Höfen dürften stark differenziert, das soziale Gefälle zwischen der Herrschaft und ihnen in vielen Fällen erheblich gewesen sein. Gerade dort war wohl die Kommunikation durch mündliche Vermittlung von als Boten fungierenden Bediensteten erschwert. Vielleicht vor allem deshalb mußte der Brieftext im hochadligen Briefverkehr bereits im 15. Jahrhundert Funktionen erfüllen, die ihm in anderen gesellschaftlichen Gruppen erst später zukamen.

Wo der Botendienst von den eigenen Hausangestellten des Absenders versehen wurde, konnten überdies zusammen mit den Briefen ohne weiteren Aufwand kleine Geschenke überbracht werden. Im Brief schriftlich erwähnt wurden solche vermutlich nur in den wenigsten Fällen. Etwa wenn dazu eine Erklärung abgegeben wurde: Ein entfernter Verwandter Schöpfers, der sich um dessen politische Unterstützung bemühte, ließ ihm beispielsweise ein *küssi* (Kopfkissen) ins Feldlager bringen, *das ir dester senfter legind*.⁴⁷ Erwähnt wurden mitgeschickte Geschenke auch, wenn der Bote ausnahmsweise kein Hausangestellter war und befürchtet werden mußte, daß er das Geschenk nicht überbrachte. Schöpfers Frau sandte

45 Zwinglis Briefwechsel (Anm. 7), Bd. 9, Nr. 583, S. 37ff.

46 Steinhausen, Brief (Anm. 12), S. 80–87.

47 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 479. Ediert in: Türlers, Bäli (Anm. 11), S. 6.

ihrem Mann durch einen Thuner Wehrpflichtigen ihre eigenen Handschuhe ins Feldlager vor Zürich, ein Geschenk, welches anderswo einen Liebesbrief begleitete.⁴⁸ Schopfers Sohn ließ dem Vater aus Barcelona ein Schmuckstück zukommen, das eine Reliquie umschloß: *ein corallin snürlin [. . .] und ein guldin krutzlin daran, darinn ist ein krutzlin vom helgen crütz. Das heb lyeb, wand es ist mir kum worden und ist ouch hupsch.*⁴⁹ Daß solche Geschenke den Charakter nonverbaler, emotional gefärbter Botschaften haben konnten, machen schon diese wenigen Beispiele aus den 1440er Jahren deutlich.

Die angeführten Beispiele illustrieren, wie die wichtig es ist, die spezifischen Beförderungsweisen von Privatbriefen bei deren Interpretation verstärkt zu berücksichtigen. Mit diesem Postulat soll nicht etwa einem technologischen Determinismus das Wort geredet werden. Der Umgang mit dem Kommunikationsmedium Privatbrief in seiner spezifischen zeitlichen und gesellschaftlichen Ausprägung ergibt sich nicht als einfaches Resultat vorhandener oder fehlender technologischer und organisatorischer Möglichkeiten. Entsprechende Praktiken sind zugleich Ausdruck einer spezifischen Kommunikationskultur oder, in Clanchys Begrifflichkeit, einer Phase in der ungleichförmigen Entwicklung jener «literate mentality», die den modernen westlichen Umgang mit Schriftgut prägt.⁵⁰

*

Welche Funktionen kamen in solchen, aus nonverbalen, mündlichen und schriftlichen Elementen zusammengesetzten Kommunikationshandlungen den Briefen selbst überhaupt noch zu? Den eigenen Hausangestellten mit einer mündlichen Botschaft zu einem Adressaten zu schicken und zusätzlich einen Brief zu schreiben, den man ihm auf den Weg mitgab, dies kann in rein kommunikationstechnischer Hinsicht geradezu absurd wirken! Den privateren Bestandteil der Kommunikation scheinen die Briefftexte nicht ausgemacht zu haben. Diese Funktion erfüllten zum Teil die den Briefen wohl häufig beigefügten, aber selten erhaltenen Zettel. Bei Briefen, von denen man explizit oder implizit voraussetzte, daß sie herumgereicht und vorgelesen würden, waren die Zettel meist dem Hauptempfänger oder Vorleser vorbehalten. Die Privatheit zumindest der aus Bern erhaltenen

48 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 691. Vgl. Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 20, Nr. 50, fol. 1^r.

49 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 395.

50 Clanchy, Memory (Anm. 17), S. 185–332.

Zettel ist allerdings als geschäftlich oder politisch motivierte Beschränkung des Empfängerkreises, nicht aber als intime Vertraulichkeit zu verstehen.⁵¹

Eine zweifellos zentrale Funktion kam dem Brief selbst dagegen dadurch zu, daß er die Authentizität der mündlichen Mitteilungen des Boten beglaubigen konnte. Als solches, den Boten in seiner Eigenschaft legitimieren des Objekt, war der Brief in der Zeit um 1500 durchaus noch mit anderen zeichenhaften Objekten austauschbar. Sprechend ist in dieser Hinsicht ein vom Berner Chronisten Fricker ausführlich zitierter Bericht eines Amtmanns des Twingherren Wilhelm von Diesbach. Der Amtmann beschreibt dort dem Berner Rat die Maßnahmen, mit denen sein Herr 1470 auf Anzeichen eines drohenden Aufstandes der ländlichen Bevölkerung reagierte: Diesbach habe seine Amtleute und Diener mit Warnungen und Vorschlägen zum gemeinsamen präventiven Vorgehen zu benachbarten Herrschafts- und Amtsträgern ausgeschickt. Um dem Bericht des nach Osten gesandten Amtmanns von Signau beim Empfänger Gehör zu verschaffen, habe er diesem *sinen grossen ring mit dem grünen stein an den [Amtmann] von Höchstetten geben zum wortzeichen, welchen wir sine amptlüt all bekennend*. Gleichzeitig habe Diesbach seinen Diener Lois nordwärts Richtung Thorberg geschickt, ihn aber mit einem Brief zuhanden des Priors der dortigen Kartause ausgestattet.⁵² Ein «wortzeichen», ein dem Boten zwecks Nachweis der Authentizität seiner Mitteilungen mitgegebenes konkretes Objekt⁵³ oder ein Brief erfüllten für Diesbach offenbar annähernd dieselben Funk-

51 Vgl. z.B.: Akten Wallisergeschichte (Anm. 7), Nr. 32, S. 245ff. Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 4, Nr. 551. Vgl. Steinhausen, Brief (Anm. 12), S. 33f.

52 Der Twingherrenstreit von Thuring Frickhart, hg. von Gottlieb Studer, in: Quellen zur Schweizergeschichte 1, Basel 1877, S. 1–187, 325–41, hier: 172f. Zum Twingherrenstreit: Regula Schmid, Reden, rufen, Zeichen setzen. Politisches Handeln während des Berner Twingherrenstreits 1469–1471, Zürich 1995.

53 Zum Wort *wortzeichen* siehe: Deutsches Wörterbuch, hg. von Jacob Grimm (u.a.), Bd. 14/2, Sp. 1646–1653. In ganz ähnlicher Weise wie Fricker nennt Hartmanns von Aue «Erec» Briefe und Wortzeichen als alternative oder einander ergänzende Kommunikationsmittel, deren sich Artus bediente, um den Adel der weiteren Umgebung zu Erecs Hochzeit einzuladen: *zehant er üz sande, / swar er mohte gereichen, / briewe und wortzeichen, / daz im die wüersten kœmen*. Hartmann von Aue, Erec, hg. von Albert Leitzmann fortgef. von Ludwig Wolf, 6. Aufl. besorgt von Christoph Cormeau und Kurt Gärtner (Altdeutsche Textbibliothek 39), Tübingen 1985, V. 1893–96. Die Existenz von primär der Beglaubigung mündlicher Aussagen dienenden Briefen aus dem Spätmittelalter fiel schon Steinhausen auf: Steinhausen, Brief (Anm. 12), S. 38.

tionen. Vielen Briefen der Zeit um 1500 kam wohl stärker die Bedeutung von so zu verstehenden zeichenhaften, persönlichen Objekten als von schriftlichen Texten zu. Von Geschenken, die den Boten mitgegeben wurden, unterschieden sich Briefe ihrer Funktion nach dabei eher graduell als prinzipiell. Es ist denkbar, daß Diesbach mit seinem Vorgehen eine zeitgenössische Konvention beachtete, wonach die Wahl von Kommunikationsmitteln von der gesellschaftlichen Stellung des Adressaten abhängig zu machen war: Zuhanden seiner aus der Landbevölkerung rekrutierten Amtleute griff er auf schriftlose, zuhanden des zur bernischen Führungsschicht zu zählenden Klerikers aber auf schrifttragende zeichenhafte Objekte zurück.

Praktisch ganz inhaltsleere, ausschließlich als den Boten mitgegebene «Signa» aufzufassende Briefe, wie sie Clanchy aus dem hochadligen Milieu Englands und Frankreichs des 13. Jahrhunderts fand,⁵⁴ liegen im bernischen Material aus der Zeit um 1500 allerdings nicht vor. Die Brieftexte sind hier zumindest auch Träger von Inhalten, und es lassen sich in ihnen sogar inhaltliche Schwerpunkte ausmachen, die das ganze untersuchte Korpus durchziehen. Ein fast durchwegs dominierender Inhalt dieser Brieftexte ist das feierliche Vortragen von Bitten und Anordnungen sowie das Fixieren von Abmachungen. Wie in dem oben genannten Bittbrief an Zwingli wurde bisweilen explizit geschrieben, daß man es nicht nötig fand, den Brieftext mit Mitteilungen zu belasten, die den Empfänger auch über andere Kanäle erreichten. Ähnlich äußerte sich der Berner Franz Armbruster in einem Brief an den württembergischen Adligen Eberhart von Ryschach, in dessen Auftrag er im Jahr 1519 Söldner rekrutierte: Er schreibe nur, so Armbruster, um die mündlich vereinbarten Konditionen ihrer Zusammenarbeit zu bestätigen. Alle für ihr Unterfangen relevanten Neuigkeiten werde Ryschach von einem gemeinsamen Bekannten erfahren.⁵⁵ Die meisten erhaltenen Brieftexte beschränken sich allerdings ganz selbstverständlich, ohne dies eigens zu deklarieren, auf formelle Bitten und Abmachungen. Solchen Briefen zugrunde liegende Kommunikationsvorgänge bestanden wohl nur in Einzelfällen ausschließlich aus schriftlichen Mitteilungen. Bestätigen kann ein Schreiber letztlich nur Abmachungen, von denen er – z.B. aufgrund eines Gesprächs – annehmen kann, daß sie vom Empfänger akzeptiert werden.

54 Clanchy, *Memory* (Anm. 17), S. 263.

55 Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 65, Nr. 54, fol. 7^r (1517). Vgl. Thun, *Burgerarchiv*, TM, Bd. 2, Nr. 143.

Geradezu als die Grundfunktion brieflichen Verkehrs überhaupt erscheint das Vortragen feierlicher Bitten im weitesten Sinn auch in den Brieflehren, das heißt Anleitungen zum Verfassen von Privatbriefen, der Zeit um 1500. Ein modernes Verständnis legt ganz selbstverständlich nahe, daß von den fünf funktionalen Briefteilen, welche diese mittelalterlichen und frühneuzeitlichen *Artes dictaminis* postulierten (*Salutatio*, *Exordium*, *Narratio*, *Petitio* und *Conclusio*), die *Narratio*, in deutschen Brieflehren die Erzählung, den Schwerpunkt eines Privatbriefs bildet. Eine ganz andere Meinung vertrat beispielsweise Fabian Frangk in seiner Brieflehre aus dem Jahr 1531. Frangk schreibt:

Die bitt ist das fürnehmste teil im sendbriefe und helt sich gegen die für und nach geenden teiln, als das end oder ursach, umb welcher willen die anderen stuck geschehen, gesetzt und geübt werden. Denn sie nötigt und treibt all andere teil, das si jr gleich hofieren odder dienen müssen.⁵⁶

Was Frangk hier normativ zum Kernstück einer brieflichen Mitteilung erhebt, entspricht weitgehend den Kommunikationsfunktionen, welche auch in den bernischen Privatbriefen tatsächlich dominieren, ja häufig als einzige in verschriftlichter Form wahrgenommen wurden. *Bitt* oder *Petitio* ist dabei im weitesten Sinn als Handlungsaufforderung zu verstehen. Frangk setzt *bitt* synonym sowohl mit *flehen*, *bitten* und *ruffen* als auch mit *gebieten*, *befehlen*, *wollen*, *begehren*, und *synnen*.⁵⁷ Soweit sich bernische Briefe überhaupt in nachvollziehbarer Weise an den Briefaufbau der zeitgenössischen Brieflehren hielten, gehörte an die Stelle der *Petitio* folgerichtig auch das Erinnern an Abmachungen. Um das oben Dargelegte in der Begrifflichkeit der Briefsteller zu wiederholen, konnte dagegen die *Narratio* weitgehend dem Boten überlassen werden.

Vor dem Hintergrund der Tatsache, daß um 1500 besonders im Zusammenhang mit Bitten, Geboten und Akten des Sich-Verpflichtens auf das Medium Privatbrief zurückgegriffen wurde, erscheinen selbst Kommunikationspraktiken in einem anderen Licht, die auf den modernen Betrachter vorerst recht eigentümlich wirken: Im Sommer 1444 bewarb sich in Thun ein Verwandter Peter Schopfers, der Magister Artium Hans Bäli, um die vakante Stelle eines Stadtschreibers und Schulmeisters. Schopfer selbst befand sich zu dieser Zeit im Alten Zürichkrieg (1444–1445), wo er

56 Fabian Frangk, *Ein Cantzley und Titelbüchlin darinnen gelernt wird wie man sendebriefe förmlich schreiben und einem jdlchen seinen gebürlichen Titel geben sol* [...], Nachdruck der Ausgabe Wittenberg 1531, Hildesheim/New York 1979, fol. AVIII.

57 Ebd.

kraft seines Schultheissenamtes das Thuner Truppenaufgebot leitete. Um seinem Verwandten zu helfen, schrieb nun Schopfer nicht etwa direkt an seine Vertrauensleute in der Wahlbehörde, dem lokalen Thuner Rat. Stattdessen bat er seine in Thun gebliebene Ehefrau Margreth brieflich, zwei Thuner Ratsherren, Hattinger und Mülinen, mit denen er auch bei andern Gelegenheiten zusammenarbeitete, einen zweiten, beigelegten Brief vorzulesen.⁵⁸ In diesem Brief forderte Schopfer seine Vertrauten auf, ihm Unterstützung bei der Wahl seines Protégés zu versprechen. Um zu verhindern, daß die beiden Thuner seiner Frau falsche Zusagen machten, forderte Schopfer Margreth in einem weiteren beigelegten Zettel auf, Hattinger und Mülinen wie folgt auf ihren Äußerungen zu behaften: Sobald sie den beiden den Brief vorgelesen hätte, solle sie sie zu einer Antwort drängen. Was Hattinger und Mülinen dann erwidern würden, solle Margreth – in deren Gegenwart – in Form eines an ihn, Schopfer, gerichteten Briefs aufschreiben. Gleich anschließend sollte sie den beiden diese schriftliche Fassung ihrer eigenen Antwort noch einmal vorlesen. Es fällt in diesem Zusammenhang ins Gewicht, daß zumindest der eine der beiden angesprochenen Thuner Ratsherren auch selbst als Absender in der Briefsammlung Schopfers vertreten ist. Deshalb sowie aufgrund der wirtschaftlichen und politischen Tätigkeit der beiden kann praktisch ausgeschlossen werden, daß das umständliche Prozedere dem indirekten Briefverkehr mit Lese- und Schreibunkundigen diene. Nur zum Teil lassen sich Schopfers Vorgaben außerdem auf ein geschicktes Taktieren zurückführen: In dem er sie veranlaßte, sich in Gegenwart seiner Frau zu einer Antwort auf sein Begehren zu entscheiden, machte Schopfer es den beiden Thunern zweifellos gezielt schwer, ihre Hilfe zu verweigern.

Insgesamt läßt sich das von Schopfer vorgeschlagene Vorgehen jedoch nur vor dem Hintergrund einer komplexen Verflechtung mündlicher und schriftlicher Kommunikations-Praktiken verstehen. In diese gingen die von Schopfer verfaßten und intendierten Brieftexte einerseits als besonders förmliche und verpflichtende Bestandteile ein. Andererseits konnten sie aber nicht unabhängig vom gesprochenen Wort funktionieren. Daß Schopfers Vorgehen gängigen Mustern brieflicher Kommunikation entsprach, kann angesichts der Seltenheit so konkreter Beschreibungen zeitgenössischer Kommunikationspraktiken nicht ausgeschlossen werden. Ob Margreth Schopfer sich tatsächlich an die Vorgaben ihres Mannes hielt, bleibt offen, ein entsprechender Brief ist nicht erhalten. Wäre ein nach Schopfers Vorgaben entstandener Brief jedoch isoliert erhalten, könnte der heutige Leser

58 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 481.

in ihm zweifellos keinen weiteren Zweck als den der Mitteilung einer Antwort von Bekannten durch eine Ehefrau erkennen. Von den hier ausnahmsweise faßbaren (vorgesehenen) Entstehungsbedingungen her, müßte der intendierte Brief dagegen primär als Fixierung einer Abmachung, als förmliche Verpflichtung betrachtet werden. Daß diese Abmachung in die Form eines Berichts einer nicht eingebundenen Drittperson gefaßt werden solle, könnte als Euphemismus erklärt werden, als vielleicht taktisch motivierte Höflichkeit gegenüber den zur Hilfe Aufgeforderten. Im Hinblick auf ein persönlich-klientelistisches Verhältnis wie das zwischen dem Thuner Schultheissen Schopfer und den beiden Ratsherren ist jedoch eine andere Erklärung mindestens ebenso plausibel: Deren zwar schriftlich registriertes, aber mündlich abgelegtes Versprechen (Wort) könnte sie letztlich stärker gebunden haben als eine von ihnen unterschriebene schriftliche Bestätigung.⁵⁹

Nebst der feierlichen Formulierung von Bitten und der Fixierung von Abmachungen ergaben sich in zusammengesetzten Kommunikationshandlungen weitere Funktionen des Brieftextes aus dessen Prestigegehalt. Zum einen waren Briefe Träger von Reverenzen an den gesellschaftlichen Status des Empfängers: Briefschreiber drückten die soziale Stellung des Adressaten im Verhältnis zu ihrer eigenen in Anredeformeln aus. Kanzleien kannten schon im 14. Jahrhundert differenzierte Hierarchien der Anredeformeln. Spätestens ab der Mitte des 15. Jahrhunderts äußerte sich auch in weiteren Bevölkerungskreisen das Bedürfnis, die für Briefanreden geltenden Regeln zu beherrschen. In der Schopfer-Sammlung wird dies etwa sichtbar, wenn von der Hand Peter Schopfers des Jüngeren auf der Rückseite eines Briefs, den sein Vater erhalten hatte, übungsweise oder zur Erinnerung verschiedene katalanische Anredeformeln notiert sind.⁶⁰ Allgemein zeigt sich die zunehmende Bedeutung solcher Kompetenzen in der Tatsache, daß Brieflehren ab den 1470er Jahren in fast unüberblickbarer Menge gedruckt und verkauft wurden.⁶¹ Reinhard Nickisch hat in seiner Analyse solcher Brief-

59 Zum Sprechen geschriebener Worte als Voraussetzung ihres bindenden Charakters vgl. die Beispiele aus der englischen Gerichtspraxis des 13. Jahrhunderts: Clanchy, *Memory* (Anm. 17), S. 275.

60 Thun, Burgerarchiv, TM, Bd. 2, Nr. 422.

61 Ein Überblick bei Reinhard M.G. Nickisch, *Die Stilprinzipien in den deutschen Briefstellern des 17. und 18. Jahrhunderts mit einer Bibliographie zur Briefschreiblehre 1474–1800* (Palästra. Untersuchungen aus der deutschen und englischen Philologie und Literaturgeschichte 254), Göttingen 1969, S. 248–60. Vgl. Beer, *Eltern* (Anm. 5), S. 41f.

lehren festgestellt, daß der in ihnen «schlechterdings dominierende Schreibgrundsatz der der genauen Beobachtung eines ständisch-gesellschaftlich bestimmten Anrede- und Ehrwörterzeremoniells ist.»⁶² Die Brieflehre des Fabian Frangk fängt zum Beispiel bei Anreden für verschieden nahe Verwandte an und schreitet über alle Stände bis hin zu Sultan, Kaiser und Papst fort, ohne sich um komplizierte Spezialfälle zu drücken wie Anredeformeln für Maler, die zugleich Ratsherren sind, oder Doktoren, die von altem Adel stammen.

Wie differenziert Anredeformeln in bernischen Briefen wirklich waren, müßte eigens untersucht werden. Die tatsächlichen bernischen Anredeformeln lassen sich zwar mit den Regeln der Briefsteller nicht ohne weiteres in Einklang bringen. Dies schließt jedoch nicht aus, daß lokale Konventionen von beträchtlicher Komplexität bestanden. Offensichtlich befolgt wurde jedenfalls folgende in den Brieflehren angeführte Grundregel: Briefe an gesellschaftlich Gleichgestellte und Tiefergestellte wurden mit Formeln, die einen Gruß enthalten (z.B. *min früntlich grüß*), an Höhergestellte mit Formeln, die ein Dienstversprechen enthalten (z.B. *min willig dienst*), angefangen.⁶³ Wie erklärt sich die große Bedeutung, welche die zeitgenössische Brieftheorie und Briefpraxis solchen Grußformeln zumafien? Vielleicht dadurch, daß Reverenzerweisungen an den sozialen Status des Adressaten eines der wenigen Elemente zusammengesetzter Kommunikationshandlungen waren, welche einem als Boten fungierenden Hausangestellten des Absenders nicht stellvertretend überlassen werden konnten. Außerdem könnte die Superiorität, Inferiorität oder Egalität von Personen ebenfalls in den Bereich dessen gehört haben, was verbindlich fixiert, gewissermaßen abgemacht oder bestätigt, werden mußte.

Während die Anredeformeln wohl besonders als Reverenzen gesellschaftlich Tiefergestellter an Höhergestellte von Bedeutung waren, konnten Briefe als Objekte auch Tiefergestellte am Prestige Höhergestellter teilhaben lassen. Hierzu zwei Beispiele aus dem Söldner- und Pensionenwesen am Anfang des 16. Jahrhunderts. Im Rahmen eines französischen Versuchs, von der Tagsatzung die Erlaubnis zur Werbung von Söldnern in der Eidgenossenschaft zu erhalten, verteilte der Berner Thomas Schöni um 1500 französische Pensionen – Bestechungsgelder – an bernische Ratsherren. Schöni war keine herausragende Figur der bernischen Politik. Er gelangte nie zu einem zentralen Amt und saß lediglich während zwei Jahren im

62 Nickisch, Briefsteller (Anm. 61), S. 37.

63 Ähnliche Beobachtungen an Briefen aus Süddeutschland bei: Beer, Eltern (Anm. 5), S. 66.

Kleinen Rat.⁶⁴ Bei seinen pro-französischen Umtrieben wurde er vom damaligen Gesandten Frankreichs an der eidgenössischen Tagsatzung, dem Erzbischof von Sens, Tristan de Salazar, instruiert und mit Geldern beliefert.⁶⁵ Als die Verhandlungen für Frankreich nicht den gewünschten Verlauf nahmen, fingen die französischen Gesandten heimlich an, ohne obrigkeitliche Erlaubnis eidgenössische Söldner zu werben. Um Schöni Beteiligung auch an diesem, weit riskanteren Unternehmen zu sichern, schrieb ihm der französische König «selbst» bzw. ließ seine Kanzlei einen privaten Brief schreiben, der erhalten ist. Inhaltlich erschöpft sich der Brief Ludwigs XII. in Beteuerungen des in Schöni gesetzten Vertrauens und in Aufforderungen, dieses nicht zu enttäuschen. Der König leitet jeden Abschnitt mit der Anrede *mon amy Thomas* ein, dankt Schöni für seine Dienste, durch welche *je cognois l'affectueux desir que vous avez a me faire service de corps et de biens sans rien y espargner*, und fordert ihn auf zur *plus grandt et plus extreme dilligence que possible sera, ainsi que mon affaire requiert*. Der Inhalt des Brieftextes erschöpft sich in solchen Appellen an die spezifischen Ehrvorstellungen klientelistischer Beziehungen. Für alle praktischen Belange der Söldneranwerbung verweist der König Schöni dagegen an den Erzbischof von Sens und den Bailli der Stadt Dijon, seines am nächsten bei Bern gelegenen Verwaltungszentrums.⁶⁶ Der königliche Brief scheint also eher symbolische als praktische Funktionen gehabt zu haben.

Wie groß die Wirkung solcher Briefe von Potentaten an ihre sozial weit unterlegenen Adressaten sein konnte, zeigt eine etwas später, um 1519 protokollierte Aussage des Burgdorfers Benedict Gugger vor dem bernischen Ratsgericht. Gugger erläuterte dort, wie ihn ein gewisser Üllj, ein ebenfalls in Burgdorf lebender Pferdehändler, innert Kürze auf die Seite der kaiserlichen Söldnerwerber zog, obwohl ihm von der französischen Gegenseite für den Fall eines Söldnerzugs bereits die Stelle eines Hauptmanns versprochen worden war: Üllj hätte nämlich in einem Wirtshaus einen Brief vorgelesen und herumgereicht, den ihm der Kardinal von Sitten, damals der führende kaiserliche Söldnerwerber im eidgenössischen Raum,

64 Bern, Staatsarchiv, Hans A. Michel, Ratslisten, 1496–97.

65 Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 21, Nr. 60. Zum Erzbischof vgl. Edouard Rott, *Histoire de la représentation diplomatique de la France auprès des cantons suisses, de leurs alliés et de leurs confédérés*, Bd. 1: 1430–1559, Bern 1900, S. 121f., 127ff.

66 Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 53, Nr. 60.

selbst geschrieben hatte.⁶⁷ Zumindest soweit sich Gugger im Verhör an den Inhalt des Schreibens erinnern wollte, enthielt auch dieses keinerlei Mitteilungen von praktischem Wert. Es bestand nur aus Aufforderungen des Kardinals an den Burgdorfer Pferdehändler, das in ihn gesetzte Vertrauen nicht zu enttäuschen: *Üllj söllte sich stät halltten und nit abfallen und er [der Kardinal] wellte in erlich halltten*. Die prestigeträchtige Beziehung seines Wirtshauses habe jedoch, so Gugger vor Gericht, so großen Eindruck auf ihn gemacht, daß er schon wenige Tage später selbst in den Dienst des Kardinals und der kaiserlichen Söldnerwerber hinüberwechselte.⁶⁸ Die Funktion der Briefe in diesen beiden Beispielen lag offenbar ebenfalls weniger in mitgeteilten Inhalten als in ihrer Eigenschaft als Ausdruck des Vertrauens, das der Adressat seitens eines Potentaten genoß. Die Absender in diesen beiden Beispielen scheinen nicht in erster Linie den Dialog mit ihren Adressaten gesucht zu haben. Sie schrieben ihre Briefe vielmehr mit dem Gedanken an deren sekundäre Verwendung durch die Adressaten als «Wortzeichen» gegenüber Dritten. Mindestens ebenso wirksam wie das (lückenlose oder auszugsweise) Vorlesen und Zitieren ihrer Inhalte war dabei, daß man die Briefe als konkrete Objekte auch vorzeigen, herumreichen und berühren konnte.

*

Was Steinhausen und seine methodologischen Nachfolger als Indizien einer vom Mittelalter zur Gegenwart hin zunehmenden Individualität und Emotionalität der Menschen beschrieben, ist also mindestens zum Teil auf sich wandelnde Funktionen des Brieftextes innerhalb kommunikativer Handlungen zurückzuführen. Die Funktionen der hier untersuchten Brieftexte selbst waren häufig relativ beschränkt und wurden in stark formalisierter Weise wahrgenommen. Die Ursache dafür braucht keineswegs darin zu liegen, daß um 1500 in beschränkter und formalisierter Weise kommuniziert wurde. Wichtiger ist, daß die meisten Brieftexte nur eines von mehreren Elementen zusammengesetzter Kommunikationshandlungen waren.

67 Albert Büchi, Kardinal Matthäus Schiner als Staatsmann und Kirchenfürst. Ein Beitrag zur allgemeinen und schweizerischen Geschichte von der Wende des XV.-XVI. Jahrhunderts, Bd. 1–2 (Collectanea Friburgensia NF 28 u. 32), Zürich 1923 und Freiburg (Schweiz) 1937, Bd. 2, S. 216–92.

68 Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 3, Nr. 5, fol. 1^{vf}. Laut dem Fragment des Verhörs eines anderen Burgdorfers war dieses Vorlesen Üllj von Anhängern des Kardinals explizit aufgetragen worden: UP, Bd. 46, Nr. 1.

Die neuere pragmatisch-kommunikationstheoretisch orientierte Gattungslehre faßt den Privatbrief als Gesprächersatz auf und sucht seine Funktionen systematisch in Analogien zu den Funktionen des Gesprächs. Zumindest Nickisch verfiel diesen Ansatz auch für die Analyse spätmittelalterlicher Briefe. In Analogie zum Gespräch finden dadurch zusätzlich zu den bisher als konstante Grundfunktionen verabsolutierten erzählerischen Mitteilungen und Manifestationen des Innenlebens auch appellierende Funktionen des Briefs Berücksichtigung.⁶⁹ Die hier als inhaltliche Schwerpunkte der untersuchten Privatbrieftexte ausgemachten Bitten, Abmachungen, Status- und Prestigezuordnungen lassen sich einer solchen appellierenden Funktionskategorie tatsächlich zuordnen. In einer Hinsicht trifft die Charakterisierung des Privatbriefs als Gesprächersatz zudem sogar besser auf die Zeit um 1500 als auf die moderne Briefkultur zu: Briefe wurden offenbar kaum an Absender geschrieben, die sich am gleichen Ort wie der Schreiber befanden. Die geringsten Strecken, welche die beigezogenen bernischen Briefe zurückgelegt haben, reichen von Ins nach Erlach oder von Münsingen nach Thun,⁷⁰ je um die zwei Marschstunden. Ein einziges Beispiel eines Briefwechsels «innerorts» bilden heimliche (übrigens ebenfalls kleine Geschenke begleitende) Liebesbriefe, die zwar nicht erhalten, aber in Verhörprotokollen erwähnt sind.⁷¹ Ansonsten wurden Briefe vermutlich nicht geschrieben, um Schranken und Distanzen sozialer Art zu respektieren oder um auf lokaler Ebene verbindlicher aufzutreten. Wo das Gespräch praktisch durchführbar war, wurde es in der Regel offenbar einem Brief vorgezogen. Vielleicht ist dies ein weiteres Indiz dafür, daß der Briefverkehr sich als selbständige, von mündlichen Elementen unabhängige, Kommunikationsform noch nicht wirklich durchgesetzt hatte.

Trotzdem würde aber insgesamt eine Charakterisierung der untersuchten Briefe als Gesprächersatz ihrer adäquaten Interpretation als historische Quellen eher im Weg stehen. Die festgestellten Übermittlungsweisen von Privatbriefen der Zeit um 1500, die relativ eng umgrenzbaren inhaltlichen Schwerpunkte der Texte selbst sowie Hinweise auf konkrete Vorgänge der Brief-Rezeption verweisen vielmehr auf die Bedeutung spezifischer Wechselwirkungen zwischen mündlicher und brieflicher Informationsübermittlung. Als grundlegend für das Verständnis dieser Texte erweist sich, daß sie

69 Nickisch, Brief (Anm. 13), S. 5–18.

70 TM, Bd. 2, Nr. 576. Vgl. Paul Zinsli, Zwei Briefe Niklaus Manuels aus gefahrenvoller Zeit, in: Der kleine Bund. Literatur- und Kunstbeilage des «Bund», 1951 Juni 1, S. 5f.

71 Bern, Staatsarchiv, UP, Bd. 21, Nr. 50, fol. 2^{ff}.

weniger Ersatz als Bestandteil – vielleicht vorwiegend appellierender Bestandteil – weitgehend mündlicher Kommunikationshandlungen waren. Funktionen spätmittelalterlicher und frühneuzeitlicher Briefe wären somit weniger in der Analogie zum Gespräch als in der Ergänzung zum Gespräch mit einem Boten zu suchen.

*

Zusammenfassend sollen die folgenden Punkte in Hinblick auf die Verwendung von bernischen Privatbriefen aus der Zeit um 1500 als Zugang zu sozialen Beziehungen festgehalten werden: Das Vorbringen von Bitten und das Fixieren von Abmachungen gehörte zu den wichtigsten Funktionen dieser Texte. Sie eignen sich deshalb durchaus zur Untersuchung von Fragen nach Umfang und Art des Zusammenwirkens in unterschiedlichen Soziabilitätsformen. Das formalisierte Anredesystem der Briefe birgt außerdem Möglichkeiten, die praktische und subjektive Bedeutung gesellschaftlicher Hierarchien zu analysieren. Dabei gilt es allerdings zu berücksichtigen, daß sich aus Briefen dieser Zeit keinesfalls vollständige Beziehungsnetze einzelner Personen erschließen lassen. Sie geben nur in Ausnahmefällen Aufschluß über alltägliche Umgangskreise und Partner, die direkt angesprochen werden konnten. Vertreter der mittleren und unteren Schichten treten in Briefen außerdem fast nur in ihren Beziehungen zu sozial Höhergestellten hervor. Besonders letzteres darf nicht zum Schluß verleiten, daß sie mit keinen anderen Partnern zusammenwirkten, und sollte nicht übereilt als Indiz einer vorwiegend vertikalen Beziehungsstruktur gewertet werden.

Privatbriefe wurden in Bern um 1500 in aller Regel durch Hausangestellte des Absenders befördert, die dem Empfänger zugleich mündliche Mitteilungen und häufig kleine Geschenke überbrachten. Deshalb muß eine adäquate Interpretation generell berücksichtigen, daß Brieftexte meist nur einen von mehreren Bestandteilen zusammengesetzter Kommunikationshandlungen darstellten. Erzählungen aus dem Alltag, Schilderungen von Empfindungen, Selbstbekenntnisse und -deutungen, wie sie Historiker in Privatbriefen in erster Linie gesucht haben, gehörten um 1500 wohl eher zu den mündlichen Elementen solcher Kommunikationshandlungen. Dagegen kamen Briefen nicht nur als Texten, sondern auch als vorzeigbaren Objekten Zeichenfunktionen zu, die bisher zu wenig beachtet worden sind. Mit der Lektüre durch einen individuellen Empfänger war die Verwendung von Briefen zudem meist noch nicht abgeschlossen. Vielmehr trat sie häufig in sekundäre Phasen, wenn der Empfänger den erhaltenen Brief

weiterzeigte und vorlas. Die hier erst ansatzweise vollzogene Ausrichtung auf konkrete Vorgänge brieflicher Kommunikation bezweckt keineswegs, den Erkenntniswert der historischen Quellenbearbeitung von Privatbriefen in Zweifel zu ziehen. Im Gegenteil ergaben sich aus ihr neue Möglichkeiten der Interpretation. Briefe erwiesen sich dabei, über ihren Wert als Informationsträger zu individuellen Handlungsweisen und mentalen Vorgängen hinaus, als Zugang zur spezifischen Ausprägung der Kommunikationskultur ihrer Entstehungszeit. Damit rückt ein zweifellos zentraler Aspekt des Wandels sozialer Beziehungen ins Gesichtsfeld.